

Wo zum Teufel steckt David

Livingstone?

Kaum ein Afrikaforscher ist dem geheimnisvollen Kontinent so verfallen wie *der weltberühmte schottische Entdecker*. Von einer Expedition kehrt er nicht mehr zurück. Ist er tot? Will er nicht nach Hause? Über die Mission eines Besessenen

Von Katharina Jakob

NOCH AUF KURS?
Mithilfe dieses Kompasses bahnt Livingstone (1813–1873) sich seinen Weg durch das Innere Afrikas



SUPERSTAR
Großbritannien
1858: Livingstone
wird als legen-
därer Forscher
gefeiert und zum
Konsul für Ost-
afrika ernannt



Er ist bis aufs Skelett abgemagert, hat fast alle Zähne verloren. An den Füßen brechen eitrigte Geschwüre aus der Haut, dazu der lange Bart: Es ist kein schöner Anblick, der sich David Livingstone im Spiegel zeigt. „Wenn ich lache, sehe ich aus wie ein Nilpferd“, schreibt der Afrikaforscher in einem Brief an seine Tochter. „Ich bin ein schauderhafter alter Greis.“ Dabei ist er gerade mal 58 Jahre alt. Doch etwas wiegt noch schwerer als der körperliche Verfall: Die Aussicht auf Rettung schwindet. Offenbar hat die Welt ihren früheren Helden vergessen.

Es ist später Herbst im Jahr 1871. Livingstone sitzt in einem Nest am Tanganjika-See fest, in einer Arabersiedlung namens Ujiji, und verrottet dort bei lebendigem Leib.

Aus eigener Kraft kann

IM SUCHER

Der Abenteurer nutzt dieses nautische Navigationsinstrument auch auf seinen Expeditionen



er nicht fort, er ist mittellos, leidet an Ruhr, Würmern und Malaria. Seit fast fünf Jahren gibt es keinerlei Kontakt zu seinem Heimatland Großbritannien. „Ich habe keine Hoffnung mehr, dass ein freundlicher Samariter zu mir kommt“, schreibt er weiter an Tochter Agnes, die diesen Brief vermutlich nie lesen wird. Dann steht er auf und versucht, etwas zu essen, das er bei sich behalten kann.

Zur gleichen Zeit, als Livingstone sich in Ujiji aufgibt, zieht eine bizarre Prozession durch den Dschungel und

nimmt Kurs auf den Tanganjika-See. Bei ihrem Aufbruch sechs Monate zuvor ging vorneweg ein Fahnenträger und schwang die amerikanische Flagge. Ihm folgte ein Reiter im weißen Flanellanzug und mit weißem Tropenhelm auf dem Kopf. Hinterdrein kamen mehr als 180 Träger, Soldaten, Diener, Köche, Mundschenke, Schneider, Dolmetscher und Zimmerleute mit Packeseln und allerlei Plunder im Marschgepäck. Darunter eine Badewanne und Perserteppiche für das Zelt des Weißen. Henry Morton Stanley ist kein Afrikaforscher, sondern Reporter. Losgeschickt hat ihn die Zeitung „New York Herald“ – mit unbegrenztem Reisebudget und einem einzigen Auftrag: Finden Sie Livingstone, tot oder lebendig! Der Forscher gilt seit Jahren als verschollen. Ihn aufzuspüren wäre ein Scoop.

Mitte des 19. Jahrhunderts ist der afrikanische Kontinent noch immer ein weißer Fleck mit belebten Rändern. An den Küsten liegen Handelsstationen, auch Nordwestafrika ist von den Europäern erschlossen, doch das Herz des Kontinents ist weiterhin Terra incognita. Nur wenige Weiße sind bislang ins Innere vorgedrungen. Der Brite Mungo Park etwa, der 1805 den Verlauf des Niger erkundete. Oder eben David Livingstone, der Berühmteste von allen. Ein schottischer Missionar und Self-made-Forscher, der 1841 zum ersten Mal afrikanischen Boden betreten und ihn seither kaum mehr verlassen hat. Großbritannien besucht er nur, um Vorträge zu halten und auf den Bällen der Hautevolee herumgereicht zu werden. Dort hängen sie an seinen Lippen und wollen von den Abenteuern hören, die er erlebt hat. Etwa wie ihn ein Löwe angriff und sich in seinem linken Arm verbiss, den er seither nicht mehr richtig gebrauchen kann. „Was haben Sie gedacht, als Sie unter dem Löwen lagen?“,

FOTO VORHERIGE SEITE: ROYAL GEOGRAPHICAL SOCIETY; FOTOS
DIESE SEITE: DE AGOSTINI/GETTY IMAGES; ROYAL GEOGRAPHICAL
SOCIETY, GRANGER NYC/INTERFOTO



LIVINGSTONE-ENTDECKER Henry Morton Stanley 1872 in voller Tropenmontur. Der Reporter wird nach seiner Livingstone-Mission ebenfalls Forschungsreisender

will einer von Livingstone wissen. „Ich überlegte, welchen Teil von mir der Löwe wohl zuerst fressen würde“, gibt der zur Antwort. Da lachen die Damen hell auf, und die Gläser klingen. So geht das bis ins Jahr 1858. Bis er eine Expedition unternimmt, die seine Frau tötet und seinen Ruf ruiniert.

Er gehört nicht zur feinen Gesellschaft, im Gegenteil, er wächst bettelarm auf. Schon als Zehnjähriger muss er sich in einer Weberei verdingen, von sechs Uhr morgens bis

abends um sieben. Doch er zeigt ungewöhnlichen Ehrgeiz, will unbedingt etwas aus sich machen. Nach der Arbeit lernt er Latein aus einem Buch. Besucht eine Abendschule. Studiert mit 23 Jahren Medizin und will als Missionar nach China, wobei es ihm weniger um den rechten Glauben geht, sondern vor allem ums Reisen. Als der chinesische Opiumkrieg seine Pläne über den Haufen wirft, lernt er den Missionar Robert Moffat kennen, der in Südafrika tätig ist und Hilfe braucht. Dann eben Afrika. 1840 ist es endlich so weit: David

Livingstone geht mit 27 Jahren an Bord eines Schiffes, das ihn ans Kap der Guten Hoffnung bringt. Vom Kapitän lässt er sich beibringen, wie man einen Sextanten benutzt, nach den Sternen navigiert. Bald wird sich zeigen, dass Livingstone ein unruhiger Geist ist, stets auf der Flucht und außerstande, sich niederzulassen. Weder an Orten noch bei Menschen. Auch nicht als Ehemann und Vater von sechs Kindern.

Englandaufenthalt zurück. Für Livingstone die ideale Besetzung, auch wenn sie klein, dick und wenig hübsch ist. Aber ihr Name hat einen guten Klang bei den Schwarzen. Mary Moffat wird nicht nur Livingstones Ehefrau, sondern auch sein diplomatischer Pass. Wo immer das

Ein See jenseits der Kalahari? Das wäre eine Sensation. Livingstone will sie wahr machen

Als er bei Robert Moffat ankommt, wird ihm klar, dass er sich verheiraten muss. Einem ledigen Mann vertrauen die Einheimischen nicht, selbst wenn er ihre Sprache spricht, was ihm innerhalb von drei Monaten gelingt. Heiraten! Das ist kein angenehmer Gedanke, verliebt war er noch nie. Als er erwägt, eine Annonce in einer britischen Zeitung zu schalten, kehrt die junge Mary Moffat, die Tochter des Missionars, von einem

Paar auftaucht, lächeln die Stammesoberhäupter und öffnen ihre Hütten. Eigentlich soll Livingstone missionieren. Doch in seinem ganzen Leben wird er nicht einen Menschen bekehren, überwältigt sich stattdessen mit den Geistlichen vor Ort. Er gilt als streitlustig und jähzornig. Statt das Wort Gottes zu predigen, plant er waghalsige Expeditionen. Die erste führt ihn mitten durch die Kalahari.

ANGRIFF Das Boot von Livingstone und dem Arzt John Kirk wird auf der großen Sambesi-Expedition beschossen. Nicht das einzige Unglück

Es ist das Jahr 1849. Livingstone findet keine Ruhe mehr. Immer wieder haben ihm die Einheimischen zugezogen, dass hinter der mächtigen Wüste ein See liegen soll. Das wäre eine Sensation. Bislang stellen sich die Weißen das afrikanische Binnenland als Einöde vor, trocken und trostlos. Doch Livingstone hört nicht nur von diesem See, sondern auch von grünen Wäldern, ja sogar von reißenden Strömen. Mithilfe von Flüssen kann ein Land erschlossen werden, können Handelsrouten entstehen. Am 1. Juni bricht er ins Ungewisse auf, mit zwei Großwildjägern und einigen Einheimischen. Und tatsächlich, die Geschichten erweisen sich als wahr: Zwei Monate später steht er am Ufer des glitzernden Ngami-Sees. Er hat eine Strecke von mehr als 1000 Kilometern hinter sich, ist vollkommen erschöpft. Unterwegs

wäre er fast verdurstet, nur ein Geistesblitz hatte ihnen allen das Leben gerettet: Als sie schon delirierten und auf die Luftspiegelungen zustolperten, die ihnen Wasser vorgaukelten, band einer die Ochsengespanne los. Die Tiere witterten die Wasserlöcher, die die Menschen nicht finden konnten, und stürmten darauf zu. Nun blickt Livingstone auf das sich im Wind wiegende Schilfgras und genießt seinen ersten Triumph. Dass er den Ngami-See entdeckt hat, macht ihn mit einem Schlag zum ernst zu nehmenden Forscher. Die Royal Geographical Society im fernen Großbritannien honoriert seine Leistung mit einem Geldgeschenk.

Ungeduldig wartet er bei Mary und den mittlerweile drei Kindern die Regenzeit ab, bevor er im April des darauffolgenden Jahres wieder aufbricht. Er will erneut durch die Kalahari, aber diesmal noch weiter. Und seine Familie soll mit. Doch diese Unternehmung steht unter keinem guten Stern. Zwei der Kinder erkrankten an Malaria, unterwegs bekommt seine Frau ihr viertes Baby, das er eigenhändig entbinden muss. Das Kleine stirbt aufgrund der Strapazen nach wenigen Wochen. Mary ist so am Ende ihrer Kräfte, dass sie einen Schlaganfall erleidet, der ihr Gesicht teilweise lähmt. Die Umkehr ist unausweichlich.

1851 versuchen sie es gemeinsam noch einmal. Aber es geht nicht. Die Moskitos zerstechen jeden Zentimeter Haut der Kinder. Da spricht der Vater ein Machtwort und bringt seine Familie auf ein Schiff nach England. Als Mary mit ihren Kindern im kalten Europa ankommt, hat sie kein Heim und kein Geld, so weit hat der Familienvater dann doch nicht gedacht. Sie ist auf die Hilfe von Verwandten angewiesen. Von ihrem Mann erhält sie nur sporadisch Briefe, sodass ihre Verzweiflung wächst und sie mehr trinkt, als ihr guttut. „Nicht einen frohen Tag hatte ich“, wird sie ihm entgegenhalten, als er sie fünf Jahre später in ihrem Exil besucht.

Der Gatte hingegen hat viele gute Tage, jetzt da er sich wieder frei fühlt. Ihm gelingt eine Expedition nach der

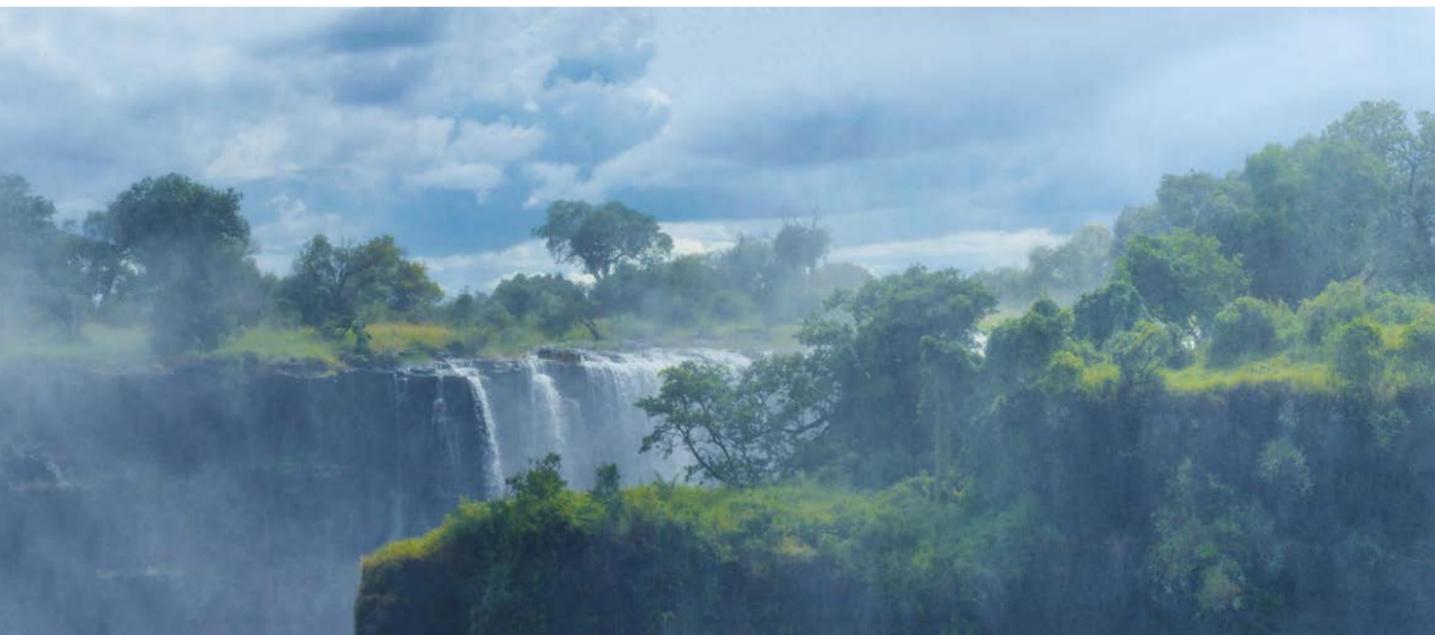


DEM TODE NAH
Durch die Bangweulu-Sümpfe muss Livingstone getragen werden. Es ist seine letzte Expedition

nächsten. Er findet tatsächlich den Oberlauf des mächtigen Sambesi-Stroms, von dem die Europäer nur die Mündung an der Ostküste kennen. Er paddelt kreuz und quer durch das zentrale Afrika, schafft es mit Kanus den Sambesi hinauf und auf weiteren Wasseradern bis zur Atlantikküste. Dann wieder zurück, flussabwärts in Richtung Osten. Manchmal müssen sie die Boote meilenweit am Ufer entlangtragen, weil die Stromschnellen zu stark sind. Die Moskitos setzen ihnen zu, Livingstone leidet immer wieder unter Fieberattacken und Verdauungsstörungen. Doch er entdeckt auch nie zuvor gesehene Vögel in den Bäumen des Regenwaldes, bunt wie Edelsteine, mindestens 30 neue Arten, von denen eine später seinen Namen tragen wird.

Dann stoppt unvermittelt die ganze Unternehmung: Der Sambesi bricht regelrecht entzwei. „Donnernder Rauch“, sagen die Einheimischen zu den tosenden Wasserfällen. Noch nie in seinem Leben hat Livingstone etwas so Schönes gesehen. Mehr als 100 Meter tief stürzen die Wasser des Flusses in einen Spalt. Die Victoriafälle! So heißen sie jetzt, zu Ehren der britischen Königin.

Großbritannien 1856. Livingstone ist zurückgekehrt zu Frau und Kindern, diesmal für zwei Jahre. In der alten Heimat gilt er nun als Superstar. Seine Tagebücher werden zu Bestsellern und begründen seinen Ruhm als Gentleman-Forscher, der die Afrikaner nicht als Wilde bezeichnet, sie nicht mit der Peitsche traktiert,



MOSI-OA-TUNYA „Donnernder Rauch“. So wurden die Sambesi-Wasserfälle von den Einheimischen genannt. Livingstone stand als erster Weißer vor dem Naturwunder und gab ihm einen neuen Namen: die Victoriafälle, zu Ehren der britischen Königin

FOTOS: ROYAL GEOGRAPHICAL SOCIETY, UNITED ARCHIVES/MAURITIUS IMAGES, GETTY IMAGES

sondern ihnen Respekt und Freundlichkeit entgegenbringt. Er dringt nicht gewaltsam in Dörfer ein und achtet darauf, sich mit den Stammeshäuptlingen gut zu stellen. Doch der makellose Ruf Livingstones hat noch einen anderen Grund, den keiner kennt: Horace Waller, sein Verleger, hat akribisch alles aus den Tagebüchern getilgt, was den Nimbus des Autors gefährden könnte, all das Wehklagen und die Zweifel, vor allem aber die Gnadenlosigkeit gegenüber jedem, der sich nicht so quälen kann wie er.

Livingstone erreicht, dass England ihn zum Konsul für Ostafrika ernannt und ihn 1858 wieder loschickt. Er soll den mittleren Flusslauf des Sambesi kartieren und Zentralafrika für die Krone nutzbar machen. Und am besten noch den Sklavenhandel bekämpfen, den Livingstone leidenschaftlich anprangert. Überall auf dem Kontinent verkaufen die Stammeshäuptlinge ihre Dorfbewohner, lassen sie in den Orient und nach Übersee bringen. Großbritannien, so Livingstone, könne diesem Elend ein Ende setzen: indem

einer so großen Sache. In manchen Regionen brechen Unruhen aus, immer wieder geraten sie in Lebensgefahr. Die Chinin-Vorräte – ihre einzige Medizin gegen Malaria – gehen verloren, sodass mehrere Teilnehmer zu Tode kommen, darunter ein Bischof. Schließlich erträgt Mary Livingstone

HALTUNG Diese blaue Mütze mit Goldband trägt Livingstone, als Stanley ihn findet



ihre Einsamkeit nicht länger, lässt die nunmehr fünf Kinder bei Verwandten zurück und stößt zur Expedition hinzu. Innerhalb weniger Wochen stirbt sie an Malaria. Für die britische Regierung ist das Maß endgültig voll. Sie bricht die Sache ab und ruft alle Teilnehmer in die Heimat zurück. Livingstone wird kühl empfangen. Seine Weggefährten beklagen sich bitter über ihn, und der Expeditionsarzt John Kirk sagt frei heraus: „Der Mann hat den Verstand verloren.“

„Der Mann hat den Verstand verloren“, sagt der Expeditionsarzt über Livingstone

es mit Afrika ehrbaren Handel treibt. Denn der Kontinent ist reich an Rohstoffen.

Mit großen Hoffnungen bricht seine Expedition auf, und zum ersten Mal verfügt Livingstone über stattliche Ressourcen: Sogar ein Flussdampfer wird zerlegt und von Trägerkolonnen ins Innere Afrikas gebracht, um damit den Sambesi zu befahren. Doch was so hochfliegend beginnt, gerät zum Desaster. Der Strom und seine Nebenflüsse erweisen sich endgültig als nicht schiffbar, sein Dampfer versinkt. Und dann geht alles schief: Livingstone gerät mit den anderen Teilnehmern aneinander, zeigt sich überfordert mit der Leitung

Das ist ein Absturz aus großer Höhe. Um seine Reputation wiederzuerlangen, kehrt Livingstone im Januar 1866 allein nach Afrika zurück, mit einem ehrgeizigen Plan. Noch immer weiß kein Mensch, wo der mächtige Nil entspringt. Fände er die Nilquellen, wäre er rehabilitiert.

Jahrelang zieht er mit einer Handvoll Dienern durch ein riesiges Gebiet, das heute zur Demokratischen Republik Kongo, Tansania und Sambia gehört. Er begegnet Kannibalen, worüber er nüchtern schreibt: „Die Leute hier leugnen, dass sie Menschen schlachten; sie fressen nur die gefallenen Gegner auf.“ Auch wenn er weitere Seen entdeckt:

Die Nilquellen findet er nicht. Aufgeben kann er aber auch nicht. Er geistert durch Afrika, unfähig, sich einzugestehen, dass es vorbei ist, dass seine Kräfte zur Neige gehen.

Der Tiefpunkt ist erreicht, als er bei den Einheimischen um Essen betteln muss. Sie helfen ihm. Doch er muss sich dabei ausstellen lassen wie ein Tier im Zoo. Er sitzt in einem Geviert, um das ein Seil gespannt ist, während er seine Mahlzeiten zu sich nimmt. Noch nie haben die Leute gesehen, wie jemand mit Messer und Gabel isst. Die Dorfbewohner umstehen ihn gaffend und stieben auseinander, wenn er sich erhebt.

Anfang November 1871. Henry Morton Stanleys prachtvoller Umzug hat sich auf 45 Menschen reduziert, aber er macht immer noch Eindruck. Auf den letzten Kilometern versucht der Reporter, jede Aufmerksamkeit zu vermeiden, und nähert sich unauffällig der Siedlung Ujiji. Dort soll sich der Gesuchte aufhalten. Stanley hat von Livingstones Menschencheu gehört und befürchtet, dass ihm der Mann entwischt. Als er am Tanganjika-See ankommt, ist es mit der Zurückhaltung vorbei. Er lässt Gewehrsalven in die Luft donnern. So kündigen sich die Weißen gern in den Siedlungen an. Livingstone hat sich von seinem Diener auf die Straße zerren lassen und sieht verblüfft zu, wie der Reiter mit blank gewienerten Stiefeln und frisch geweißeltem Tropenhelm von seinem Esel steigt. Die legendären Worte – „Doctor Livingstone, I presume?“ – fallen jetzt nicht, sie sind eine Erfindung des Reporters, wie der Biograf Tim Jeal inzwischen nachgewiesen hat. Doch beide Männer sind heilfroh, sich gegenüberzustehen. Der eine hat seinen Auftrag erfüllt, der andere schöpft wieder Mut.

Es sind David Livingstones letzte gute Tage. Er schließt den 30-jährigen Stanley ins Herz, sitzt mit ihm Tee trinkend auf den Perserteppichen, die es ebenfalls durch den Dschungel geschafft



DER KONTAKT Unter der amerikanischen Flagge begrüßt Henry Morton Stanley (links) David Livingstone – der Verschollene ist endlich gefunden

haben. „Sofort stellte sich mein Appetit wieder ein“, schreibt er in sein Tagebuch. „Statt täglich zwei geschmacklose Mahlzeiten hinunterzuwürgen, aß ich wieder viermal, und nach einer Woche fühlte ich mich im Besitz neuer Kräfte.“ Auch Stanley weiß nur Gutes über den vermeintlichen Menschenfeind zu berichten: „Sein Wesen kommt dem eines Engels so nah, wie es einem Sterblichen überhaupt nur möglich ist.“

Livingstone erholt sich sogar so weit, dass er seine Mission wieder aufnimmt, die Nilquellen zu suchen. Mit Stanley bricht er auf und erkundet den nördlichen Tanganjika-See, wo er den Abfluss zum Nil vermutet. Doch weder werden sie fündig, noch bekommt ihnen die Reise. Stanley hat einen Fieberanfall nach dem nächsten – „24. Dezember: Stanley noch immer krank. Traurige Weihnachten“ –, sodass sie nach Ujiji zurückkehren. Mitte März tritt der Reporter die Rückreise an. Livingstone

weigert sich, ihn zu begleiten, nur als Entdecker der Nilquellen will er nach England zurück.

So kommt es, dass er seine letzten beiden Lebensjahre damit verbringt, rund um den Bangweulu-See zu ziehen, den er 1868 entdeckt hat. Mit wenigen Getreuen, die ihn immer wieder auf der Bahre transportieren müssen, weil seine Beine ihn nicht mehr tragen. In den Sumpflandschaften verirrt sich die kleine Expedition ein ums andere Mal. Livingstone kann nicht mehr navigieren. Seine Instrumente sind ungenau geworden, und den Einheimischen, die ihn in eine andere Richtung schicken wollen, glaubt er nicht.

Manchmal stehen sie bis zum Hals im Wasser. Blutegel heften sich an sie. Je aussichtsloser die Unternehmung wird, desto fester glaubt Livingstone an einen glücklichen Ausgang. „Ich bin unsterblich“, notiert er, „bis mein Werk vollendet ist.“ Schließlich kann er nicht

einmal mehr den Stift halten, um sein Tagebuch fortzuführen. Am 1. Mai 1873 stirbt er in einem kleinen Dorf namens Ilala, mitten in der Nacht, kniend vor dem Bett.

Seine Helfer erweisen ihm einen letzten Dienst. Sie lösen ihm das Herz aus dem Leib und begraben es unter einem Baum. Dann salzen und trocknen sie den Leichnam, bringen ihn zur Küste, wo ein Schiff ihn nach England überführt. In der Westminster Abbey wird Livingstones sterblicher Rest feierlich zu Grabe getragen, für England ist er wieder wer. Ohne sein Herz.



Katharina Jakob kann die Sehnsucht Livingstones verstehen, als Pionier in die Geschichte einzugehen. Aber dafür Frau und Kinder im Stich lassen?